

**HEYNE <**

## Das Buch

Die Bruderschaft der BLACK DAGGER konnte eine Schlacht für sich entscheiden, doch der Krieg gegen die Gesellschaft der Lesser tobt mit unverminderter Härte weiter. Nun, da Wrath den ihm angestammten Königsthron bestiegen hat, lastet der Schutz der Vampire nur noch auf wenigen Schultern. Immer gnadenloser werden die Methoden der Lesser, und ausgerechnet in dieser gefährlichen Lage droht die Bruderschaft ihren zuverlässigsten Krieger zu verlieren: Rhage, der Schöne, der Unbesiegbare hat sich unsterblich in die hübsche Mary verliebt. Die Zeiten der unverbindlichen sexuellen Abenteuer möchte Rhage hinter sich lassen, von nun an soll es nur noch die eine für ihn geben. Doch Mary ist nicht nur ein Mensch, sie ist auch unheilbar krank. Kann Rhage die Liebe seines Lebens retten und gleichzeitig seine Pflicht gegenüber der Bruderschaft erfüllen?

*Rhage & Mary*, der zweite Band von J.R. Wards Bestsellerserie BLACK DAGGER, enthält die beiden Romane *Ewige Liebe* und *Bruderkrieg*.

## Die Autorin

J.R. Ward begann bereits während des Studiums mit dem Schreiben. Nach dem Hochschulabschluss veröffentlichte sie die BLACK DAGGER-Serie, die innerhalb kürzester Zeit die amerikanischen Bestsellerlisten eroberte. Die Autorin lebt mit ihrem Mann in Kentucky und gilt seit dem überragenden Erfolg der Serie als Star der Paranormal Romance.

Mehr über J.R. Ward und BLACK DAGGER erfahren Sie auf: [www.jrward.com](http://www.jrward.com)



[www.twitter.com/HeyneFantasySF](http://www.twitter.com/HeyneFantasySF)  
[@HeyneFantasySF](https://twitter.com/HeyneFantasySF)

[www.heyne-fantastisch.de](http://www.heyne-fantastisch.de)

J. R. WARD

*Black Dagger*

**RHAGE & MARY**

Roman

Mit spannendem Bonusmaterial  
zu Rhage & Mary

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe:  
LOVER ETERNAL  
Aus dem Amerikanischen von Astrid Finke



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Überarbeitete Neuausgabe 11/2015  
Copyright © 2006 by Jessica Bird  
Copyright © 2015 dieser Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2015  
Umschlaggestaltung: DAS ILLUSTRAT, München  
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-31712-3

*Gewidmet: Dir.*

*Es hat nicht sofort gefunkt bei uns.  
Doch dann habe ich die Wahrheit über dich  
erkannt und mich verliebt.  
Danke, dass du mich durch deine Augen sehen lässt  
und dass ich fühlen darf, was du fühlst.  
Du bist einfach so ... schön.*



»Verdammt, V, du machst mich echt fertig.« Butch O’Neal wühlte in seiner Sockenschublade nach schwarzer Seide und fand nur weiße Baumwolle.

Da, endlich ... Er zog eine einzelne Socke heraus. Nicht gerade der Jackpot.

»Wenn ich dich fertigmachen wollte, Bulle, dann wären modische Strümpfe deine geringste Sorge.«

Butch blickte aus dem Augenwinkel zu seinem Mitbewohner. Seinem Gleichgesinnten in Sachen Baseball.

Einem seiner besten Freunde – die beide zufälligerweise Vampire waren.

Vishous kam gerade aus der Dusche und hatte sich ein Handtuch um die Hüfte gewickelt, was seine muskulöse Brust und die kraftstrotzenden Arme gut zur Geltung brachte. Er zog sich gerade einen schwarzen Lederhandschuh über die tätowierte linke Hand.

»Musst du immer meine guten schwarzen Socken nehmen?«

V grinste, mitten in seinem Ziegenbärtchen blitzten die Fänge auf. »Die sind so schön weich.«

»Warum bittest du Fritz dann nicht einfach, dir auch welche zu besorgen?«

»Der hat genug damit zu tun, deine Sucht nach Edelklammotten zu befriedigen, Mann.«

Okay, Butch hatte in letzter Zeit seinen inneren Versace entdeckt, von dessen Existenz bisher niemand etwas geahnt hatte. Und wenn schon. Wie schwierig konnte es denn schon sein, ein extra Dutzend Anzugsocken zu beschaffen?

»Ich frage ihn für dich.«

»Was für ein Gentleman.« V strich sich das dunkle Haar zurück. Die Tattoos an der linken Schläfe waren kurz zu sehen und verschwanden dann wieder unter den Strähnen. »Brauchst du heute Abend den Escalade?«

»Ja, bitte.« Butch quetschte seine Füße in Gucci-Treter und ließ die Strümpfe einfach weg.

»Heißt das, du triffst Marissa?«

Butch nickte. »Ich muss endlich Klarheit haben. Entweder oder.

Und er hatte das ungute Gefühl, es würde *oder* sein.

»Sie ist eine gute Frau.«

Das war sie mit Sicherheit, weswegen sie vermutlich derzeit seine Anrufe nicht beantwortete. Ex-Polizisten mit einer Vorliebe für Scotch waren nicht unbedingt perfektes Beziehungsmaterial für Frauen, seien sie nun Menschen oder Vampirinnen. Und die Tatsache, dass er eigentlich nicht zu den Letzteren gehörte, war auch nicht gerade hilfreich.

»Wie auch immer, Bulle, Rhage und ich genehmigen uns noch ein paar Drinks im *One Eye*. Du kannst ja hinterher vorbeikommen ...«

Es donnerte so laut an der Tür, als ob jemand sie mit einem Rammbock bearbeiten würde. Zwei Köpfe wirbelten herum.

V zog sich das Handtuch hoch. »Verdamnte Scheiße, unser Herzensbrecher muss endlich mal lernen, wie man eine Türklingel benutzt.«



»Dann rede du mit ihm. Auf mich hört er ja nicht.«

»Rhage hört auf niemanden.« V joggte zur Tür.

Während das Hämmern langsam nachließ, widmete Butch sich seiner stetig wachsenden Krawattensammlung. Er wählte eine blassblaue von Brioni, schlug den Kragen seines weißen Hemds hoch und knotete sich geschickt die Seide um den Hals. Als er fertig war und ins Wohnzimmer hinüberschlenderte, hörte er Rhage und V, die sich vor der Geräuschkulisse von »R U still down« von 2Pac unterhielten.

Butch musste lachen. O Mann, sein Leben hatte ihn ja schon an die merkwürdigsten Orte geführt, und die meisten davon waren ziemlich schlimm gewesen. Aber niemals hätte er sich träumen lassen, dass er einmal mit sechs Vampirkriegern zusammenwohnen würde, oder gar, sich an ihrem Kampf um die Erhaltung ihrer schwindenden, verborgenen Spezies zu beteiligen. Doch irgendwie gehörte er zur Bruderschaft der Black Dagger. Und er und Vishous und Rhage gaben wirklich ein irres Trio ab.

Rhage lebte zusammen mit dem Rest der Bruderschaft im großen Haus auf der gegenüberliegenden Seite des Gartens. Doch das Dreiergespann hing meistens im Pförtnerhäuschen ab, wo V und Butch wohnten. Die Höhle, wie ihre Behausung inzwischen nur noch hieß, war ein Palast im Vergleich zu den Bruchbuden, in denen Butch bisher gewohnt hatte. Er und V hatten jeder ein eigenes Schlaf- und Badezimmer, eine kleine Küche und ein Wohnzimmer, das im sympathischen, postmodernen Studentenwohnheim-Gemeinschaftsraum-Stil eingerichtet war – allerdings ein bisschen teurer, als man das gemeinhin auf dem Campus tat: zwei Ledersofas, ein HDTV-Plasmafernseher, ein Tischkicker und diverse Punchingbälle.

Als Butch um die Ecke kam, stand Rhage in all seiner Pracht vor ihm: schwarzer Ledertrenchcoat, der bis auf die Knöchel reichte. Schwarzes Muscleshirt. Mit den Stahlkappenstiefeln war er gut zwei Meter groß. In diesem Aufzug sah der Vampir schlicht und ergreifend umwerfend aus. Selbst in den Augen eines staatlich geprüften Heteros wie Butch.

Dieser Kerl setzte selbst die Gesetze der Physik außer Kraft, so gut sah er aus. Das blonde Haar war hinten kurz geschnitten und vorne etwas länger gelassen. Türkisblaue Augen wie das Meer der Karibik. Und sein Gesicht ließ Brad Pitt aussehen wie einen Kandidaten von *Endlich schön*.

Aber obwohl Rhage ein Charmeur sein konnte, war er beileibe kein verzärteltes Jüngelchen. Unter der strahlenden Oberfläche brodelte etwas Dunkles, Tödliches, und das sah man auf den allerersten Blick. Er verströmte die Aura eines Mannes, der die Dinge mit seinen Fäusten regelt, auch wenn er unterwegs ein paar Zähne ausspucken muss.

»Was läuft, Hollywood?«, fragte Butch.

Rhage lächelte und entblößte seine perlweißen Beißerchen inklusive der langen Fangzähne. »Zeit für die Jagd, Bulle.«

»Verflucht, du alter Blutsauger, hat es dir gestern Nacht noch nicht gereicht? Diese Rothaarige sah ganz schön heftig aus. Genau wie ihre Schwester.«

»Du kennst mich doch. Ich bin immer hungrig.«

Zu Rhages Glück gab es endlosen Nachschub an Frauen, die mehr als bereit waren, seinen Bedürfnissen nachzukommen. Und der Kerl *hatte* Bedürfnisse. Trank nicht. Rauchte nicht. Aber er hatte einen Frauenverschleiß, wie Butch es noch nicht erlebt hatte.

Und es war beileibe nicht so, dass Butch sonst nur Chorknaben kannte.

Rhage sah V an. »Zieh dich an, Mann. Oder wolltest du im Handtuch ins *One Eye*?«

»Geh mir nicht auf den Sack, Bruder.«

»Dann beweg endlich deinen Hintern.«

Auf dem Tisch türmte sich eine Computerlandschaft, bei deren Anblick Bill Gates angefangen hätte zu sabbern. Von seiner Kommandozentrale aus steuerte Vishous das gesamte Sicherheits- und Überwachungssystem des Geländes, einschließlich des Haupthauses, der Trainingsräume im Keller, der Grotte und ihrer Höhle, so wie auch die unterirdischen Tunnel, die die Gebäude miteinander verbanden. Er kontrollierte alles: die automatischen Stahlrollläden vor jedem Fenster; die Schlösser der Stahltüren; die Temperatur in allen Räumen; das Licht; die Überwachungskameras; die Eingangstore.

V hatte den ganzen technischen Zirkus selbst installiert, bevor die Bruderschaft vor drei Wochen hier eingezogen war. Die Gebäude und Tunnel gab es schon seit dem frühen 20. Jahrhundert, aber den Großteil der Zeit waren sie unbenutzt geblieben. Nach den Ereignissen im vergangenen Juli aber war gemeinschaftlich beschlossen worden, die Operationen der Bruderschaft besser zu koordinieren, und sie alle waren hierher gezogen.

Als V in sein Zimmer ging, wickelte Rhage einen Lolli aus und steckte ihn sich in den Mund. Butch konnte spüren, wie der Bursche ihn anstarrte. Und er war kein bisschen überrascht, als der Bruder loslegte.

»Also, Bulle, ich kann nicht fassen, dass du dich für einen Trip ins *One Eye* dermaßen aufdonnerst. Ich meine, selbst für deine Verhältnisse ist das ganz schön saftig.

Die Krawatte, die Manschettenknöpfe – das ist alles neu, oder?«

Butch strich sich die Krawatte auf der Brust glatt und griff nach seiner schwarzen Anzugjacke. Er wollte jetzt nicht über Marissa sprechen. Vorhin mit V war es schon schwer genug gewesen, das Thema zu umgehen. Außerdem, was sollte er schon sagen?

*Sie hat mich total aus den Socken gehauen, als ich sie zum ersten Mal sah. Aber seit drei Wochen geht sie mir aus dem Weg, und anstatt den Wink mit dem Zaunpfahl zu verstehen, werde ich sie jetzt anbetteln wie der letzte Loser.*

Genau damit wollte er Mr. Perfect nicht kommen, selbst wenn er ein guter Kumpel war.

Rhage rollte den Lolli im Mund herum. »Sag mal, warum machst du dir eigentlich solche Mühe mit deinen Klamotten, Mann? Du setzt deinen Charme ja doch nicht ein. Ich meine, ständig lässt du in der Bar Mädels abblitzen. Sparst du dich für die Ehe auf?«

»Exakt, so ist es. Bis ich vor den Altar trete, bleibt er in der Hose.«

»Komm schon, das interessiert mich echt. Ist da eine bestimmte Frau im Spiel?« Als keine Antwort kam, lachte der Vampir leise. »Kenne ich sie?«

Butch verengte die Augen und überlegte, ob der Kelch vielleicht an ihm vorübergehen würde, wenn er einfach seine Klappe hielt. Wahrscheinlich nicht. Wenn Rhage einmal anfing, hörte er nicht mehr auf, bis er seiner Meinung nach fertig war. Bei Gesprächen ebenso wie im Kampf.

Versonnen schüttelte Rhage den Kopf. »Will sie dich nicht?«

»Das werde ich heute Abend herausfinden.«

Butch prüfte seine Finanzen. In sechzehn Jahren bei der

Mordkommission hatte er kaum etwas auf die Seite legen können. Aber seit er sich mit der Bruderschaft herumtrieb, hatte er so viel Asche, dass er gar nicht alles ausgeben konnte.

»Du hast Glück, Bulle.«

Butch warf ihm einen Seitenblick zu. »Wie kommst du darauf?«

»Ich habe mich schon immer gefragt, wie es wohl wäre, sich für eine gute Frau zu entscheiden.«

Butch lachte. Der Typ war ein Sexgott, eine erotische Legende seiner Rasse. V hatte erzählt, die Geschichten über Rhage wurden vom Vater zum Sohn weitergereicht, wenn die Zeit reif war. Die Vorstellung, dass er seriös werden und ein guter Ehemann sein könnte, war einfach absurd.

»Na gut, Hollywood, was ist die Pointe? Komm schon, lass hören.«

Rhage zuckte zusammen und wandte den Blick ab.

Zur Hölle, der Mann hatte das ernst gemeint. »Wow. Hör mal, ich wollte nicht ...«

»Ist schon okay.« Das Lächeln kehrte zurück, aber die Augen blieben ausdruckslos. Gemächlich ging er zum Mülleimer und warf seinen Lollistiel hinein. »Können wir jetzt endlich mal los? Ich hab's satt, auf euch zu warten, Jungs.«

Mary Luce fuhr den Civic in die Garage und starrte die Schneeschaufeln an, die an der Wand hingen.

Sie war müde, obwohl ihr Tag gar nicht so anstrengend gewesen war. In einer Anwaltskanzlei Anrufe entgegenzunehmen und Unterlagen abzuheften, war weder körperlich

noch geistig sonderlich fordernd. Eigentlich dürfte sie also gar nicht erschöpft sein.

Doch vielleicht raubte ihr gerade der Mangel an Herausforderung die Energie?

War es Zeit, zurück zu den Kids zu gehen? Immerhin war das der Beruf, den sie gelernt hatte und den sie liebte. Mit ihren autistischen Patienten zu arbeiten und ihnen zu helfen, neue Wege der Kommunikation zu finden, war für sie persönlich und professionell immer sehr bereichernd gewesen. Die zweijährige Unterbrechung war nicht Marys Idee gewesen.

Vielleicht sollte sie in der Einrichtung anrufen und fragen, ob eine Stelle frei war. Und selbst wenn nicht, könnte sie auf freiwilliger Basis aushelfen, bis etwas frei wurde.

Genau, gleich morgen würde sie anrufen. Es gab keinen Grund, noch länger zu warten.

Mary nahm ihre Tasche und stieg aus dem Auto. Während die Garagentür langsam zuklappte, ging sie zur Haustür und holte die Post. Während sie durch die Rechnungen blätterte, saugte sie genüsslich die kühle Oktoberluft durch die Nase ein. Der Herbst hatte vor etwa einem Monat die letzten Überreste des Sommers auf dem Rücken einer Kaltfront aus Kanada weggefegt.

Sie liebte den Herbst. Und im Norden New Yorks war er besonders schön, wie sie fand.

Caldwell, New York, die Stadt, in der sie geboren war und in der sie sehr wahrscheinlich auch sterben würde, lag eine gute Stunde nördlich von Manhattan. Sie wurde vom Hudson River in zwei Hälften geteilt und war in jeder Hinsicht eine typisch amerikanische Stadt. Es gab reiche Viertel und arme Viertel, scheußliche Viertel und normale Viertel. Es gab Supermärkte und Schnellrestaurants;

Museen, Büchereien und Einkaufszentren, die der heruntergekommenen Innenstadt die Luft abschnürten. Drei Krankenhäuser, zwei Colleges und eine Bronzestatue von George Washington im Stadtpark.

Sie legte den Kopf in den Nacken und sah hoch zu den Sternen. Sie würde niemals hier weggehen. Ob nun aus Treue oder aus mangelnder Fantasie, wusste sie selbst nicht so genau.

*Vielleicht liegt es an meinem Haus*, dachte sie auf dem Weg zur Eingangstür. Die umgebaute kleine Scheune gehörte zum Gelände eines ehemaligen Bauernhofs, und sie hatte sich auf den ersten Blick in sie verliebt. Sie war kuschelig, gemütlich eingerichtet und ... einfach zauberhaft.

Deshalb hatte sie das Haus vor vier Jahren gekauft, unmittelbar nach dem Tod ihrer Mutter. Damals hatte sie, neben einem dringend nötigen Tapetenwechsel, etwas Zauberhaftes gut gebrauchen können. Ihr Häuschen war alles, was das Zuhause ihrer Kindheit nicht gewesen war. Hier hatten die Holzdielen die Farbe von Honig und waren mit Klarlack versiegelt statt voller undefinierbarer Flecken. Ihre Möbel waren neu und hell, nicht alt, dunkel und brüchig. Auf dem Boden lagen Sisalteppiche mit Ledersaum. Und alles, von den Kissenbezügen über die Vorhänge bis hin zu den Decken, war cremeweiß.

Ihre Abneigung gegen Dunkelheit war ihr Berater in Sachen Innenausstattung gewesen. Und wenn man sich komplett in unterschiedlichen Schattierungen von Beige einrichtet, passt wenigstens auch alles zusammen, richtig?

Sie legte die Schlüssel und die Handtasche in der Küche ab und ging zum Anrufbeantworter. *Sie haben ... zwei ... neue Nachrichten.*

»Hallo Mary, hier ist Bill. Ich würde gern auf dein An-

gebot zurückkommen. Wenn du heute Abend eine Stunde an der Hotline für mich übernehmen könntest, wäre das super. Wenn ich nichts mehr von dir höre, gehe ich davon aus, dass es klappt. Danke noch mal.«

Sie löschte die Nachricht.

»Mary, hier ist die Praxis von Dr. Della Croce. Wir möchten Sie bitten, für eine Nachuntersuchung zu Ihrem vierteljährlichen Check-up in die Praxis zu kommen. Würden Sie uns bitte anrufen, um einen Termin zu vereinbaren? Wir richten uns ganz nach Ihnen. Danke.«

Mary ließ die Arme sinken.

Das Zittern begann in den Knien und wanderte über die Muskeln in den Oberschenkeln bis in den Magen hinauf. Sie überlegte, ob sie schnell ins Bad rennen sollte.

*Nachuntersuchung. Wir richten uns ganz nach Ihnen.*

*Sie ist wieder da, dachte sie. Die Leukämie ist zurückgekommen.*



## 2

»Was zum Teufel sollen wir ihm bloß sagen? Er kommt in zwanzig Minuten hierher!«

Mr. O musterte seinen hysterischen Kollegen gelangweilt. *Wenn der Typ noch mehr auf und ab hüpfen würde, könnte der Idiot glatt als Gummiball durchgehen*, dachte er. Dieser E war eine totale Niete. Warum sein Gewährsmann ihn jemals in die Gesellschaft der *Lesser* eingeführt hatte, blieb Mr. O ein Rätsel. Der Mann hatte wenig Elan. Keine Zielstrebigkeit. Und für die neue Marschrichtung, die im Krieg gegen die Vampirrasse nötig geworden war, fehlte ihm der Mumm.

»Was sollen wir nur ...«

»*Wir* werden ihm überhaupt nichts sagen«, erklärte Mr. O, während er sich im Keller umsah. Messer, Rasierklingen und Hämmer aller Art lagen wild verstreut auf dem billigen Sideboard in der Ecke. Hier und da sah man Blutlachen, nur nicht unter dem Tisch, wo sie hingehörten. Und in das Rot mischte sich ein glänzendes Schwarz, dank der Fleischwunde, die E davongetragen hatte.

»Aber der Vampir konnte doch fliehen, bevor wir irgendwelche Informationen aus ihm herausbekommen haben!«

»Vielen Dank für die Zusammenfassung.«

Die beiden hatten gerade erst mit der Arbeit an ihrer

Geisel angefangen, als O kurz herausgerufen wurde. Als er wieder zurückkam, hatte E die Kontrolle über den Gefangenen verloren, einige heftige Kratzer eingesteckt und saß mutterseelenallein blutend in der Ecke.

Ihr Arschloch von einem Boss würde durchdrehen, wenn er das erfuhr, und obwohl O den Mann verachtete, hatten er und Mr. X eines gemeinsam: Schlampigkeit konnten sie nicht tolerieren.

O betrachtete noch eine Weile E, der hilflos durch den Raum zappelte, und hatte beim Anblick der ruckartigen Bewegungen plötzlich eine Eingebung; die Lösung sowohl für das unmittelbare als auch für ein langfristigeres Problem. Als Os Mund sich zu einem Lächeln verzog, wirkte E, dieser Dummkopf, sofort erleichtert.

»Mach dir mal keine Sorgen«, murmelte O. »Ich sage ihm einfach, wir hätten die Leiche draußen im Wald abgelegt und von der Sonne beseitigen lassen. Keine große Sache.«

»Heißt das, du sprichst mit ihm?«

»Klar, Mann. Aber verzieh dich lieber. Er wird trotzdem stinksauer sein.«

E nickte und stürmte zur Tür. »Bis dann.«

*Ja, gute Nacht, du Vollidiot*, dachte O und begann, den Keller sauber zu machen.

Das armselige kleine Häuschen, in dem sie arbeiteten, wirkte von der Straße her unscheinbar. Es lag zwischen einem ausgebrannten ehemaligen Grillrestaurant und einem zum Abriss vorgesehenen Mietshaus. In diesem Teil der Stadt gab es nur verwahrloste Wohnblocks und Billigläden; ideal für ihre Zwecke. Niemand ging hier nach Einbruch der Dunkelheit auf die Straße, Pistolenschüsse waren so normal wie Autoalarmanlagen, und niemand sagte etwas, wenn jemand mal einen Schrei ausstieß.

Auch war das Gelände unauffällig betretbar. Dank der übel beleumdeten Nachbarschaft waren sämtliche Straßenlaternen zerschossen, und das Licht aus den umliegenden Gebäuden schimmerte nur schwach. Ein zusätzlicher Vorteil war, dass das Haus über einen überdachten Außeneingang zum Keller verfügte. Mit einem gefüllten Leichensack über der Schulter ein- und auszugehen, war kein Problem.

Und selbst wenn jemand etwas beobachten sollte, brauchte es nur eine Minute, um die Entdeckung ungeschehen zu machen. In dieser Gegend war man über so etwas nicht überrascht. Das Gesindel hier tendierte dazu, ein frühes Grab zu finden. Neben dem Prügeln der Ehefrau und dem Suff war das Sterben vermutlich die einzige weitere Kernkompetenz dieser Leute.

O hob ein Messer auf und wischte schwarzes Blut von der Klinge.

Der Keller war nicht besonders groß, und die Decke niedrig, aber trotzdem blieb ausreichend Platz für den alten Tisch, den sie zum Arbeiten benutzten, und das ramponierte Sideboard, in dem sie ihre Instrumente verwahrten. Dennoch war O nicht zufrieden mit diesem Standort. Es war einfach unmöglich, hier einen Vampir sicher für längere Zeit aufzubewahren, und das bedeutete, dass sie ein wertvolles Mittel der Überzeugung aufgaben. Die Zeit wirkte zermürend auf mentale und körperliche Fähigkeiten. Das Verstreichen mehrerer Tage war ebenso wirkungsmächtig wie zersplitternde Knochen.

Was O sich vorstellte, war ein Unterschlupf im Wald, etwas Größeres, um seine Gefangenen dort über längere Zeiträume verstecken zu können. Da Vampire bei Tageslicht in Rauch aufgingen, mussten sie vor der Sonne geschützt werden. Wenn man sie aber einfach in einem

Raum einschloss, konnte es passieren, dass sie sich einfach dematerialisierten. Er brauchte also einen Raum aus Stahl, um sie einzusperren ...

Über ihm hörte er die Hintertür zuklappen, und dann kamen Schritte die Treppe hinunter.

Mr. X trat unter die nackte Glühbirne.

Der Haupt-*Lesser* war 1,95 Meter groß und hatte die Statur eines Footballspielers. Wie alle Vampirjäger, die schon länger in der Gesellschaft waren, wirkte er ziemlich ausgebleicht. Haar und Haut hatten die Farbe von Mehl, die Iris seiner Augen war so durchsichtig und farblos wie Fensterglas. Er trug dieselbe standardmäßige *Lesser*montur wie O selbst: schwarze Cargohose und schwarzer Rollli, die Waffen unter einer Lederjacke verborgen.

»Also, Mr. O, wie geht die Arbeit voran?«

Als wäre das Chaos im Keller nicht Erklärung genug.

»Habe ich das Kommando über dieses Haus?«, fragte Mr. O herrisch.

Beiläufig schlenderte Mr. X zu dem Sideboard und nahm einen Meißel in die Hand. »Gewissermaßen, ja.«

»Dann ist mir gestattet, dafür zu sorgen, dass so etwas« – er machte eine Handbewegung über das Durcheinander hinweg – »nicht noch einmal passiert?«

»Was ist geschehen?«

»Die Einzelheiten sind langweilig. Ein Zivilist ist entkommen.«

»Wird er überleben?«

»Das weiß ich nicht.«

»Waren Sie hier, als das passiert ist?«

»Nein.«

»Ich will alles hören.« Mr. X lächelte, als O nichts weiter sagte. »Wissen Sie, Mr. O, Ihre Loyalität könnte Sie

in Schwierigkeiten bringen. Wollen Sie nicht, dass ich die richtige Person bestrafe?«

»Ich möchte das selbst regeln.«

»Das kann ich mir lebhaft vorstellen. Nur, wenn Sie mir nicht alles erzählen, muss ich unter Umständen trotzdem Sie für dieses Versagen bluten lassen. Ist es das wert?«

»Wenn mir erlaubt wird, mit der verantwortlichen Partei zu tun, was ich will: ja.«

Mr. X lachte. »Ich kann mir ungefähr vorstellen, was das wäre.«

Mr. O wartete; die scharfe Spitze des Meißels blitzte im Licht auf, als Mr. X damit spielte.

»Ich habe Ihnen wohl den falschen Partner zugewiesen, oder?«, murmelte Mr. X. Er hob Handschellen vom Boden auf und ließ sie auf das Sideboard fallen. »Ich dachte, Mr. E würde sich vielleicht auf Ihr Niveau steigern. Das hat er offensichtlich nicht getan. Und ich bin froh, dass Sie zuerst zu mir gekommen sind, bevor Sie ihn disziplinieren. Wir beide wissen, wie sehr Sie Ihre Unabhängigkeit schätzen. Und wie wütend es mich macht, wenn Sie auf eigene Faust arbeiten.«

Mr. X blickte O über die Schulter hinweg mit toten Augen unverwandt an. »In Anbetracht all dessen, und besonders, weil Sie mich zuerst konsultiert haben, können Sie Mr. E haben.«

»Ich möchte es vor Publikum tun.«

»Ihre Leute?«

»Und noch weitere.«

»Wollen Sie sich wieder mal beweisen?«

»Ich will höhere Standards setzen.«

Mr. X lächelte kalt. »Sie sind doch wirklich ein arroganter kleiner Bastard.«

»Ich bin genauso groß wie Sie.«

Urplötzlich konnte O seine Arme und Beine nicht mehr bewegen. Mr. X hatte diesen Lähmungsschweiß schon mal mit ihm durchgezogen, insofern kam es nicht völlig unerwartet. Doch der Kerl hatte immer noch den Meißel in der Hand und kam näher.

O kämpfte mit aller Kraft gegen den unsichtbaren Griff an. Der Schweiß brach ihm aus, doch er war X hilflos ausgeliefert.

Mr. X kam so nahe, dass er sein Gegenüber beinahe berührte. O spürte etwas an seinem Hintern.

»Viel Spaß, mein Sohn«, flüsterte der Mann O ins Ohr. »Aber tu dir selbst einen Gefallen. Egal, für wie gut du dich hältst: Du bist nicht ich. Ciao.«

Der Mann verließ mit großen Schritten den Keller. Die Haustür oben öffnete und schloss sich.

Sobald O sich wieder bewegen konnte, griff er in seine Gesäßtasche.

Mr. X hatte den Meißel hineingesteckt.

Rhage stieg aus dem Escalade und starrte prüfend in die Dunkelheit, die um das *One Eye* herum herrschte, in der Hoffnung, ein paar *Lesser* würden herausgesprungen kommen. Obwohl er nicht damit rechnete, solches Glück zu haben. Er und Vishous waren schon stundenlang unterwegs und hatten absolut nichts von ihren Gegnern gesehen. Nicht mal von Weitem. Es war verdammt unheimlich.

Und für jemanden wie Rhage, der aus persönlichen Gründen den Kampf brauchte, war es noch dazu höllisch frustrierend.

Wie alles auf der Welt war auch der Krieg zwischen der

Gesellschaft der *Lesser* und den Vampiren ein stetes Auf und Ab, und momentan befanden sie sich auf dem Weg in ein Wellental. Was nicht überraschend war. Im Juli hatte die Bruderschaft der Black Dagger das örtliche Rekrutierungszentrum der Gesellschaft inklusive ungefähr zehn der besten Männer der *Lesser* vernichtet. Ganz offensichtlich mussten sich ihre Gegner neu formieren.

Und Gott sei Dank gab es noch andere Wege, Dampf abzulassen.

Er sah sich in dem niederen Hort der Verkommenheit um, in dem sich die Bruderschaft derzeit am liebsten die Zeit vertrieb. Das *One Eye* lag am Rande der Stadt, deshalb bestand die Kundschaft hauptsächlich aus Bikern und Bauarbeitern, harten Burschen, die ihre Angelegenheiten lieber mit den Fäusten als über einen Anwalt regelten. Die Bar war einfach nur ein typisches Wasserloch für diese Sorte Mensch; ein flacher, schmuckloser Bau, umgeben von einem Parkplatz. Trucks, rostige Limousinen und Motorräder standen hier. Aus winzigen Fenstern schimmerten rote, blaue und gelbe Leuchtreklamen und die Logos von Bud Light oder Coors.

Für die Jungs hier brauchte es kein schnöseliges ausländisches Flaschenbier zu sein.

Während er die Autotür zuschlug, stand sein ganzer Körper unter Strom, die Haut prickelte, die Muskeln waren angespannt. Er dehnte die Arme, um die Anspannung etwas zu lösen, war aber nicht weiter erstaunt, als es nichts half. Sein Fluch meldete sich unmissverständlich zu Wort und brachte ihn in gefährliches Fahrwasser. Wenn er sich nicht bald etwas abregierte, würde er ein ernsthaftes Problem bekommen. Verflucht, dann *wäre* er ein ernsthaftes Problem.

*Vielen Dank auch, Jungfrau der Schrift.*

Schlimm genug, dass er mit einem Übermaß an Energie und physischer Kraft auf die Welt gekommen war – ein Nichtsnutz mit einer körperlichen Gabe, die er weder zu schätzen noch sich gefügig zu machen wusste. Nein, er musste auch noch der mystischen Schöpferin ans Bein pissen, die über ihre Rasse herrschte. O Mann, sie hatte nur zu bereitwillig noch eine Schicht Mist auf den Komposthaufen seines Lebens gekippt. Sodass er jetzt, wenn er nicht regelmäßig Dampf abließ, zur tödlichen Gefahr wurde.

Kämpfe und Sex waren die einzigen Ventile, die ihm etwas Erleichterung verschafften. Er verwendete sie wie ein Diabetiker sein Insulin. Eine stete Dosis von beidem hielt ihn einigermaßen im Gleichgewicht, aber immer half das auch nicht. Und wenn er die Balance verlor, dann wurde es für alle Beteiligten böse – inklusive seiner selbst.

Gott, er war es so leid, ein Gefangener seines Körpers zu sein, gehorsam seine Anforderungen zu erfüllen, um nicht in dem brutalen Vergessen zu versinken. Sicher, sein umwerfendes Gesicht und die körperliche Kraft waren schön und gut. Aber beides hätte er liebend gern mit einem dünnen, hässlichen Nichtskönner getauscht, wenn er sich dafür etwas Frieden hätte erkaufen können. Er konnte sich nicht daran erinnern, wie sich Gelassenheit anfühlte. Er wusste nicht einmal mehr, wer er wirklich war.

Das Gefühlschaos hatte ziemlich bald eingesetzt. Nur wenige Jahre, nachdem er den Fluch kassierte, hatte er die Hoffnung auf wahre Erleichterung aufgegeben und einfach nur versucht durchzukommen, ohne jemandem wehzutun. Damals hatte sein inneres Sterben begonnen und jetzt, über einhundert Jahre später, war er fast völlig



abgestumpft. Nichts als schimmerndes Blendwerk und die leere Hülle seines Charmes.

Er hatte längst aufgehört, sich selbst als etwas anderes als eine Bedrohung anzusehen, zumindest in den Bereichen, die wirklich zählten. Denn die Wahrheit war, dass niemand in seiner Nähe sicher war. Und das war es, was ihn wirklich kaputt machte, mehr noch als der körperliche Stress, den er auszuhalten hatte, wenn der Fluch sich Bahn brach. Er lebte in der ständigen Angst, einen seiner Brüder zu verletzen. Und seit ungefähr einem Monat auch Butch.

Rhage ging um den Wagen herum und sah durch die Windschutzscheibe den Menschen dahinter an. Wahnsinn, wer hätte gedacht, dass er mal so gut mit einem Homo sapiens auskommen würde?

»Kommst du später noch vorbei, Bulle?«

Butch zuckte die Achseln. »Weiß noch nicht.«

»Viel Glück, Mann.«

»Warten wir es ab.«

Rhage fluchte leise, als der Escalade davonfuhr und er und Vishous über den Parkplatz liefen.

»Wer ist sie, V? Eine von uns?«

»Marissa.«

»*Marissa? Die Marissa? Wraths ehemalige Shellan?*«

»Ich quäle ihn nicht damit. Und das solltest du auch nicht tun.«

»Bist du denn gar nicht neugierig?«

V gab keine Antwort, sondern blieb stattdessen vor dem Eingang zur Bar stehen.

»Ach, natürlich. Du weißt es schon, oder?«, sagte Rhage. »Du weißt schon, was passieren wird.«

V hob kaum merklich die Schultern und legte die Finger auf die Klinke.

Aber Rhage bremste ihn mit einer Hand. »Hey, V, träumst du auch manchmal von mir? Siehst du meine Zukunft?«

V wirbelte den Kopf herum. Im Neonschein einer Bierreklame wurde sein linkes Auge – das mit den Tätowierungen darum herum – pechschwarz. Die Pupille dehnte sich einfach so weit aus, bis von der Iris und dem Weißen nichts mehr zu erkennen war, bis nur mehr ein abgrundtiefes Loch blieb.

Es war, wie in die Unendlichkeit zu blicken. Oder vielleicht in den Schleier, wenn man starb.

»Willst du das wirklich wissen?«, fragte der Bruder.

Rhage ließ die Hand sinken. »Es geht mir nur um eine einzige Sache. Werde ich lange genug leben, um von meinem Fluch erlöst zu werden? Du weißt schon, finde ich jemals wieder auch nur ein bisschen Ruhe?«

Die Tür flog auf, und ein Betrunkener taumelte heraus wie ein Lkw mit gebrochener Achse. Der Kerl steuerte auf die Büsche zu, übergab sich und legte sich dann bäuchlings auf den Asphalt.

Der Tod war wenigstens ein sicherer Weg, Frieden zu finden, dachte Rhage. Und jeder musste sterben. Selbst Vampire. Irgendwann.

Er wich dem Blick seines Bruders aus. »Streich das, V. Ich will es nicht wissen.«

Er war bereits einmal verflucht worden, und vor ihm lagen noch einundneunzig Jahre, bevor er wieder frei war. Einundneunzig Jahre, acht Monate und vier Tage, bis die Strafe vorbei war, und die Bestie nicht mehr länger ein Teil von ihm wäre. Warum sollte er sich gleich die komplette kosmische Packung abholen, und sich sagen lassen, dass er gar nicht so lange leben würde?

»Rhage.«

»Was?«

»Ich sage dir etwas anderes. Dein Schicksal naht. Und sie kommt bald.«

Rhage lachte. »Ach ja? Wie ist sie denn so? Ich habe sie am liebsten ...«

»Sie ist eine Jungfrau.«

Ein Schauer fuhr Rhage über den Rücken und bohrte sich in seine Eingeweide. »Du machst Witze, oder?«

»Sieh mir ins Auge. Glaubst du, ich verarsche dich?«

V hielt einen Augenblick inne, dann öffnete er die Tür. Der Gestank von Bier und menschlichen Körpern schlug ihnen entgegen, untermalt von einem alten Guns-N'Roses-Song.

Beim Hineingehen murmelte Rhage: »Du bist echt ein irrer Typ, mein Bruder.«

# 3

An dieser Pawlow-Sache war schon was dran, dachte Mary, als sie in die Stadt fuhr. Ihre Panikreaktion auf den Anruf von Dr. Della Croces Praxis war ein antrainierter Reflex, mit Logik hatte das nichts zu tun. »Nachuntersuchung« konnte alles Mögliche bedeuten. Nur weil sie Anrufe von Ärzten automatisch mit Katastrophe assoziierte, hieß das nicht, dass sie eine Hellseherin war. Sie hatte keine Ahnung, was – beziehungsweise *ob* – etwas nicht in Ordnung war. Immerhin befand sie sich seit fast zwei Jahren auf dem Weg der Besserung und fühlte sich einigermassen gesund. Gut, sie wurde schnell müde, aber wem ging das nicht so? Ihr Job und die ehrenamtliche Arbeit hielten sie eben auf Trab.

Gleich morgen früh würde sie anrufen und einen Termin vereinbaren. Aber jetzt musste sie Billys Schicht an der Selbstmordhotline für ihn übernehmen.

Als die Anspannung allmählich nachließ, atmete sie tief durch. Die nächsten vierundzwanzig Stunden würden eine Belastungsprobe werden, keine Frage. Ihr Nervenkostüm würde sich in ein Trampolin und ihr Verstand in einen Whirlpool verwandeln. Der Trick bestand darin, die Panikphasen auszusitzen, und dann ihre Kräfte zu sammeln, wenn die Angst sich legte.

Sie parkte den Civic auf einem Parkplatz an der Tenth

Street und lief schnell zu einem schmutzigen sechsstöckigen Gebäude. Das hier war der heruntergekommenste Teil der Stadt, Überbleibsel eines ehrgeizigen städtischen Projekts aus den Siebziger. Damals wollte man ein Areal von neun Blocks – ein sogenanntes Problemviertel – in ein Geschäftsviertel verwandeln. Der Optimismus war verfrüht gewesen, und inzwischen wechselten sich hier mit Brettern vernagelte Bürogebäude und billige Unterkünfte ab.

Mary blieb am Eingang kurz stehen und winkte den beiden Polizisten zu, die in ihrem Streifenwagen vorbeifuhren.

Die Zentrale der Selbstmordhotline lag im zweiten Stock zur Straße hin, und sie blickte zu den hell erleuchteten Fenstern hinauf. Ihr erster Kontakt zu der gemeinnützigen Einrichtung hatte als Anruferin stattgefunden. Drei Jahre später besetzte sie selbst immer donnerstags-, freitags- und samstagnachts ein Telefon. Außerdem kam sie an Feiertagen her und sprang bei Bedarf für Kollegen ein.

Niemand wusste, dass sie einmal selbst angerufen hatte. Niemand wusste, dass sie Leukämie hatte. Und sollte sie den Kampf gegen ihr Blut wieder aufnehmen müssen, würde das auch niemand erfahren.

Nachdem sie ihrer eigenen Mutter beim Sterben zugehört hatte, wollte sie nicht, dass jemand einmal an ihrem Bett stünde und weinte. Sie kannte die ohnmächtige Wut bereits, wenn Wünsche und Gebete keine Heilung auf Kommando brachten. Sie hatte kein Interesse an einer Wiederholung des Anblicks, wie sie um Atem rang oder in einem Meer versagender Organe schwamm.

*Okay.* Da war die Panik wieder.

Mary hörte links von sich ein Schlurfen und nahm im

Augenwinkel eine Bewegung wahr, als wollte sich jemand eilig um die Ecke des Gebäudes verstecken. Plötzlich wieder hellwach, tippte sie einen Code ein, drückte die Tür auf und nahm die Treppe nach oben.

Oben im zweiten Stock wurde die Tür durch den Summer für sie geöffnet, und sie ging an der Rezeption vorbei ins Büro. Die Leiterin, Rhonda Knute, war gerade am Telefon und Mary winkte ihr zu. Dann nickte sie Nan, Stuart und Lola zu, die heute Abend Dienst hatten, und ließ sich an einem leeren Schreibtisch nieder. Als sie sich mit ausreichend Formularen, Bleistiften und dem psychologischen Handbuch der Hotline ausgerüstet hatte, holte sie eine Flasche Wasser aus ihrer Handtasche.

Beinahe sofort klingelte eine ihrer Leitungen. Die Nummer kannte sie. Und die Polizei hatte herausgefunden, dass es eine Telefonzelle war. Hier in der Nähe.

Es war ihr Anrufer.

Das Telefon klingelte zum zweiten Mal, und sie nahm ab. »Selbstmordhelpline, Sie sprechen mit Mary. Wie kann ich Ihnen helfen?«

Stille. Nicht einmal ein Atemzug war zu hören.

Schwach hörte sie einen Motor aufheulen und wieder im Hintergrund verschwinden. Laut der Fangschaltung der Polizei rief die Person immer von Telefonzellen aus an und wechselte ihren Standpunkt, um nicht gefunden zu werden.

»Sie sprechen mit Mary. Wie kann ich Ihnen helfen?« Obwohl das gegen die Vorschriften war, senkte Mary ihre Stimme und flüsterte ins Telefon. »Ich weiß, dass du es bist, und ich bin froh, dass du dich heute Nacht wieder meldest. Aber bitte, kannst du mir nicht deinen Namen sagen, oder was mit dir los ist?«

Sie wartete. Dann war die Leitung tot.

»Wieder einer von deinen?«, fragte Rhonda und nippte an ihrem Kräutertee.

Mary legte auf. »Woher weißt du das?«

Die Frau nickte über die Schulter. »Dein Telefon hat oft geklingelt, aber keiner ist weiter als bis zur Begrüßung gekommen. Und dann bist du plötzlich an der Strippe.«

»Tja, also ...«

»Hör mal, die Polizei war heute noch mal da. Sie können nichts anderes machen, als jede Telefonzelle in der Innenstadt beschatten zu lassen. Und so weit wollen sie momentan noch nicht gehen.«

»Ich hab dir doch gesagt, dass ich mich nicht bedroht fühle.«

»Das kannst du aber doch gar nicht wissen.«

»Komm schon, Rhonda, das geht jetzt schon seit neun Monaten so. Wenn mir jemand etwas tun wollte, wäre es längst passiert. Und ich möchte wirklich helfen ...«

»Das ist die andere Sache, die mir Sorgen bereitet. Du versuchst eindeutig, deinen Anrufer zu beschützen. Du nimmst das zu persönlich.«

»Das stimmt nicht. Die Leute rufen hier aus einem bestimmten Grund an, und ich weiß, dass ich mich um sie kümmern kann.«

»Mary, hör auf damit. Du solltest dich mal hören.« Rhonda zog einen Stuhl heran und senkte ihre Stimme. »Das ist ... nicht leicht für mich. Aber ich glaube, du brauchst mal eine Pause.«

Mary zuckte zurück. »Von was?«

»Du bist zu oft hier.«

»Ich arbeite genauso viele Tage wie alle anderen.«

»Aber du bleibst nach deinen Schichten immer noch stundenlang hier, und du springst ständig für Kollegen ein.

Du engagierst dich viel zu stark. Ich weiß, dass du jetzt gerade für Bill hier bist, aber wenn er kommt, dann möchte ich, dass du nach Hause gehst. Und danach darfst du ein paar Wochen nicht mehr kommen. Du brauchst einfach etwas Abstand. Diese Arbeit hier ist hart und höhlt einen aus. Man braucht eine gesunde Distanz dazu.«

»Nicht jetzt, Rhonda. Bitte nicht jetzt. Ich brauche das hier mehr als je zuvor.«

Rhonda drückte sanft Marys verkrampfte Hand. »Das hier ist nicht der richtige Ort, um deine eigenen Probleme zu lösen, und das weißt du auch. Du bist eine meiner besten Mitarbeiterinnen, und ich möchte, dass du zurückkommst. Aber erst, wenn du ein wenig Zeit hattest, deinen Kopf wieder freizubekommen.«

»So viel Zeit habe ich vielleicht nicht mehr«, wisperte Mary kaum hörbar.

»Was hast du gesagt?«

Mary schüttelte sich und zwang sich zu einem Lächeln. »Ach nichts. Du hast völlig Recht. Ich gehe, sobald Bill kommt.«

Zwei Stunden später traf Bill ein, und innerhalb von zwei Minuten war Mary verschwunden. Als sie nach Hause kam, schloss sie die Tür hinter sich, lehnte sich mit dem Rücken an das Holz und lauschte der Stille. Der furchtbaren, niederschmetternden Stille.

O Gott, sie wollte zurück in das Büro der Hotline. Sie musste unbedingt die sanften Stimmen der Mitarbeiter hören. Und das Klingeln der Telefone. Und das Summen der Neonröhren an der Decke ...

Denn ohne Ablenkung tauchten schauerliche Bilder vor



ihrem geistigen Auge auf: Krankenhausbetten. Nadeln. Infusionsschläuche. Plötzlich sah sie sich selbst vor ihrem inneren Auge: die Haare ausgefallen, die Haut grau und die Augen tief in den Höhlen versunken. Sie sah gar nicht mehr aus wie sie selbst; sie *war* nicht mehr sie selbst.

Und sie erinnerte sich gut an das Gefühl, kein Mensch mehr zu sein. Allzu schnell war sie nach dem Beginn der Chemotherapie zu einem zerbrechlichen Wrack geworden, dem Tod näher als dem Leben, bis sie nur mehr ein armseliges, erschreckendes Mahnmal menschlicher Sterblichkeit war, eine Erinnerung an die Endlichkeit des Lebens.

Mary schoss quer durch ihr Wohnzimmer in die Küche und riss die Schiebetür auf. Als sie in die Nacht hinausstürmte, nahm die Angst ihr den Atem, doch die eiskalte Luft verlangsamte ihren Puls etwas.

*Du weißt nicht, ob etwas nicht in Ordnung ist. Du weißt gar nicht, was los ist ...*

Wieder und wieder sagte sie ihr Mantra auf und versuchte verzweifelt, die hysterische Panik einzudämmen. Sie ging zu dem kleinen Swimmingpool im Garten.

Eigentlich war es nicht mehr als eine große Badewanne. Das Wasser, durch die Kälte dick und träge geworden, sah im Mondlicht aus wie schwarzes Öl. Mary setzte sich, zog Schuhe und Strümpfe aus und ließ die Beine in das eisige Wasser baumeln. Sie hielt sie untergetaucht, selbst als sie schon taub wurden, und wünschte, sie könnte sich überwinden hineinzuspringen und bis zu dem Gitter am Boden zu tauchen. Wenn sie sich daran nur lange genug festklammerte, könnte sie sich vielleicht vollständig betäuben.

Sie musste wieder an ihre Mutter denken. Und wie Cissy Luce in ihrem eigenen Bett in dem Haus gestorben waren, das sie beide immer als Zuhause bezeichnet hatten.

Jede Einzelheit dieses Schlafzimmers war ihr noch gegenwärtig: Wie das Licht durch die Spitzengardinen gefallen war und ein Schneeflockenmuster auf alle Gegenstände gezeichnet hatte. Die blassgelben Wände und der helle Teppichboden. Die Bettdecke, die ihre Mutter so geliebt hatte, die cremefarbene mit den winzigen rosa Röschen. Der Geruch von Muskatnuss und Ingwer in einer Schale. Das Kruzifix über dem Kopfende des Bettes und die große Madonnenstatue in der Ecke.

Die Erinnerungen schmerzten, deshalb zwang Mary sich dazu, sich den Raum vorzustellen, wie er danach gewesen war. Als alles vorbei war, die Krankheit, das Sterben, das Säubern, der Verkauf des Hauses. Sie sah das Zimmer vor sich, an dem Tag, als sie auszog. Ordentlich. Aufgeräumt. Die katholischen Trostpflaster ihrer Mutter entfernt, der schwache Schatten, den das Kreuz an der Wand hinterlassen hatte, überdeckt von einem gerahmten Andrew-Wyeth-Druck.

Sie konnte die Tränen nicht länger zurückhalten. Sie kamen langsam und unaufhaltsam und tropften ins Wasser. Mary sah ihnen zu, wie sie auf die Oberfläche trafen und versanken.

Als sie aufsah, war sie nicht mehr allein.

Erschrocken sprang sie auf die Füße und taumelte rückwärts, doch dann fing sie sich wieder und rieb sich die Augen trocken. Es war nur ein Junge. Ein Teenager. Dunkelhaarig, blasshäutig. Völlig abgemagert, und so schön, dass er nicht menschlich wirkte.

»Was machst du denn hier?«, fragte sie ohne große Angst. Vor jemandem, der so engelsgleich aussah, konnte man sich nur schwer fürchten. »Wer bist du?«

Er schüttelte nur den Kopf.

»Hast du dich verlaufen?« So sah er jedenfalls aus. Und es war viel zu kalt, um hier nur in Jeans und T-Shirt herumzustehen. »Wie heißt du?«

Er hob eine Hand an den Hals und schüttelte erneut den Kopf. Als wäre er ein Ausländer und frustriert, weil er die Sprache nicht beherrscht.

»Sprichst du Englisch?«

Er nickte und plötzlich flogen seine Hände durch die Luft. Zeichensprache. Er benutzte Zeichensprache.

Sofort fühlte Mary sich in ihr altes Leben zurückversetzt, als sie ihren autistischen Patienten beigebracht hatte, sich mit den Händen mitzuteilen.

*Kannst du von den Lippen ablesen, oder kannst du hören?*, bedeutete sie ihm.

Er erstarrte, als hätte er nicht im Traum damit gerechnet, dass sie ihn verstehen könnte.

*Ich kann sehr gut hören. Ich kann nur nicht sprechen.*

Mary sah ihn lange an. »Du bist der Anrufer.«

Er zögerte. Dann nickte er mit dem Kopf. *Ich wollte dir keine Angst einjagen. Und ich rufe auch nicht an, um dich zu ärgern. Ich will ... nur wissen, dass du da bist. Aber ich will nichts Abartiges, ehrlich. Ich schwöre es.*

Er sah ihr direkt in die Augen.

»Das glaube ich dir.« Nur, was sollte sie jetzt tun? Es war den Mitarbeitern strikt verboten, Kontakt mit Anrufern der Hotline aufzunehmen.

Okay, aber sie würde ganz sicher nicht den armen Jungen von ihrer Türschwelle verjagen.

»Willst du etwas essen?«

Er schüttelte den Kopf. *Könnte ich mich vielleicht einfach ein bisschen zu dir setzen? Ich bleibe auch auf der anderen Seite des Beckens.*

Als wäre er daran gewöhnt, dass die Leute ihn weg-schickten.

»Nein«, sagte sie. Bedächtig nickte er einmal und wandte sich ab. »Ich meine, setz dich hierher. Neben mich.«

Er kam langsam auf sie zu, als rechnete er jeden Augenblick damit, dass sie ihre Meinung ändern würde. Als sie sich aber einfach nur wieder hinsetzte und die Füße zurück ins Wasser steckte, zog er seine zerlumpten Turnschuhe aus, krepelte die weite Jeans hoch und ließ sich etwa einen Meter neben ihr nieder.

Mein Gott, er war so schwächling.

Er ließ seine Füße ins Wasser gleiten und lächelte.

*Kalt*, bedeutete er ihr.

»Möchtest du einen Pulli?«

Er schüttelte den Kopf und zog mit den Füßen Kreise im Wasser.

»Wie heißt du?«

*John Matthew.*

Mary lächelte. Eines hatten sie schon mal gemeinsam.

»Zwei Propheten des Neuen Testaments.«

*Die Nonnen haben mir den Namen gegeben.*

»Nonnen?«

Er schwieg einen längeren Augenblick, als ringe er mit sich, was er ihr alles erzählen dürfte.

»Warst du in einem Waisenhaus?«, hakte sie sanft nach. Ihr fiel wieder ein, dass es in der Stadt eines gab, das von den Barmherzigen Schwestern betrieben wurde.

*Ich wurde in einem Toilettenhäuschen an einer Bushaltestelle geboren. Die Putzfrau, die mich gefunden hat, brachte mich zu den Barmherzigen Schwestern. Und die Nonnen haben sich den Namen ausgedacht.*

Sie versuchte, sich ihr Entsetzen nicht anmerken zu

lassen. »Und wo wohnst du jetzt? Wurdest du adoptiert?«

Er schüttelte wieder den Kopf.

»Pflegeeltern?« Bitte lieber Gott, lass es wenigstens Pflegeeltern geben. Nette Pflegeeltern, die John Matthew bei sich aufgenommen und für ihn gesorgt hatten. Gute Leute, die ihm beibrachten, dass er etwas wert war.

Als er keine Antwort gab, musterte sie seine abgetragenen Kleider und den für seine Lebensjahre viel zu reifen Ausdruck auf seinem Gesicht. Er sah so aus, als hätte er schon viel erlebt, aber nicht, als ob viel Schönes dabei gewesen wäre.

Endlich bewegten sich seine Hände. *Ich wohne in der Tenth Street.*

Was bedeutete, dass er entweder illegal in einem Abrisshaus kampierte oder ein rattenverseuchtes Zimmer in einer der Bruchbuden gemietet hatte. Wie er es dennoch schaffte, so sauber zu sein, war ihr ein Rätsel.

»Dann wohnst du also in der Nähe des Helpline-Büros, richtig? Weshalb du auch heute Abend wusstest, dass ich arbeite, obwohl es nicht meine Schicht war.«

Er nickte. *Meine Wohnung liegt genau gegenüber. Ich sehe dich kommen und gehen, aber ich lauere dir nicht auf. Für mich bist du wie eine Freundin. Als ich das erste Mal anrief ... weißt du, das war mehr aus Spaß. Du warst dran und ... ich mochte den Klang deiner Stimme.*

Er hatte wunderschöne Hände, dachte sie. Wie die eines Mädchens. Anmutig. Zart.

»Und heute Abend bist du mir nach Hause gefolgt?«

*Eigentlich fast jeden Abend. Ich habe ein Fahrrad, und du fährst sehr langsam. Ich dachte mir, wenn ich auf dich aufpasse, bist du sicherer. Du bist immer so spätnachts un-*

*terwegs, und das ist keine gute Gegend für eine Frau allein. Selbst wenn sie in einem Auto sitzt.*

Mary schüttelte den Kopf. Er war wirklich ein merkwürdiger Junge. Er sah aus wie ein Kind, aber er redete wie ein Mann. Alles in allem sollte er ihr wahrscheinlich unheimlich sein, so wie er sich an ihre Fersen heftete und ernsthaft glaubte, er könne den Beschützer spielen – wo er doch selbst so aussah, als müsste man ihn retten.

*Warum hast du gerade geweint?*, fragte er.

Er sah sie direkt an, und es war irgendwie unheimlich, von einem solchen Blick aus den Augen eines Jungen getroffen zu werden.

»Weil ich vielleicht nicht mehr viel Zeit habe«, platzte sie heraus.

»Mary? Hast du Besuch?«

Mary blickte über die rechte Schulter. Bella, ihre einzige Nachbarin, hatte das etwa ein Hektar große Rasenstück, das sich zwischen ihren Häusern erstreckte, überquert und stand nun am Rande von Marys Garten.

»Hey, Bella. Sieh mal, das ist John.«

Bella kam zum Pool. Sie war vor einem Jahr in das alte Bauernhaus nebenan gezogen, und die beiden Frauen hatten sich angewöhnt, sich abends auf einen Plausch zu treffen. Mit ihren ein Meter achtzig und den vollen, dunklen Haaren, die ihr in Wellen bis auf die Hüfte fielen, war Bella eine Wahnsinnsfrau. Ihr Gesicht war so schön, dass Mary sie anfangs nur angestarrt hatte, und ihr Körper schien dem Cover der Bikini-Ausgabe der *Sports Illustrated* entstiegen.

Insofern war es also nicht weiter verwunderlich, dass John hin und weg war. Mary fragte sich versonnen, wie es wohl wäre, eine solche Reaktion bei einem Mann her-

vorzurufen. Selbst wenn er noch in der Pubertät war. Sie selbst war nie schön gewesen, sondern gehörte der Kategorie Frau an, die weder gut noch schlecht aussah. Und das war so gewesen, bevor die Chemotherapie ihre Haare und ihre Haut durch die Mangel gedreht hatte.

Bella beugte sich mit einem angedeuteten Lächeln nach unten und bot dem Jungen ihre Hand. »Hi.«

John berührte sie nur ganz kurz, als wäre er nicht sicher, ob sie echt war. Merkwürdig, Mary war es mit Bella oft genauso gegangen. Etwas an ihr war ... zu viel. Sie wirkte überlebensgroß, lebendiger als die anderen Leute, die Mary sonst traf. Und sie war mit Sicherheit schöner.

Obwohl Bella sich überhaupt nicht wie eine Femme fatale benahm. Sie war still und bescheiden und lebte allein in dem Haus. Von Beruf war sie offenbar Schriftstellerin. Mary traf sie nie tagsüber, und Besuch schien sie auch keinen zu bekommen.

Jetzt sah John Mary an und fragte mit den Händen: *Soll ich lieber gehen?*

Wie in vorausseilendem Gehorsam zog er die Füße aus dem Wasser.

Doch sie legte ihm die Hand auf die Schulter. Es war unglaublich, wie knochig sich seine Schulter unter dem T-Shirt anfühlte.

»Nein. Bleib nur.«

Bella zog ihre Turnschuhe und Socken aus und schnippte mit den Zehen über die Wasseroberfläche. »Genau, John. Bleib bei uns.«

# 4

Rhage entdeckte die erste Frau, die er heute Nacht wollte. Sie war blond, trug sexy Klamotten und war sichtlich zu allen Schandtaten bereit. Wie die anderen von ihrer Sorte hatte sie ihm bereits deutliche Signale gesendet: ihren Hintern herausgestreckt. In ihren toupierten Haaren gewühlt.

»Hast du was Passendes gefunden?«, fragte V trocken.

Rhage nickte, sah zu der Frau hinüber und krümmte den Zeigefinger. Sie kam anstandslos zu ihm, als er sie rief. Das mochte er an den Menschen.

Er fixierte ihren Hüftschwung, als seine Aussicht plötzlich von einem anderen weiblichen Körper verstellt wurde. Er sah auf und zwang sich, die Augen nicht zu verdrehen.

Caith war eine von ihnen, und sie war ziemlich hübsch mit ihrem schwarzen Haar und den dunklen Augen. Doch sie war ständig hinter den Brüdern her, trieb sich in ihrer Nähe herum und bot sich äußerst freizügig an. Er hatte das Gefühl, sie betrachte die Krieger als Trophäen, etwas, womit man angeben konnte.

Für ihn war sie einfach nur eine nervige Schlampe.

»Hey, Vishous«, sagte sie mit tiefer, sexy Stimme.

»Hi, Caith.« V nippte an seinem Grey Goose. »Wie läuft's?«

»Ich wollte nur mal sehen, was ihr so treibt.«



Rhage schielte um Caiths Hüfte herum. Gott sei Dank nahm die Blonde die aufgetauchte Konkurrenz sportlich. Sie kam immer noch auf den Tisch zu.

»Willst du mich gar nicht begrüßen, Rhage?«, nörgelte Caith.

»Nur, wenn du mal aus dem Weg gehst. Du verstellst mir die Aussicht.«

Die Vampirin lachte. »Eine deiner zahlreichen Eroberungen? Was für ein Glückskind.«

»Bloß keinen Neid, Caith.«

»Von wegen.« Ihr Blick, gierig und heiß, wanderte über seinen Körper. »Vielleicht möchtest du ja mit Vishous und mir bisschen Spaß haben?«

Als sie die Hand ausstreckte, um ihm über die Haare zu streichen, fing er ihr Handgelenk auf. »Pfoten weg.«

»Wie kommt es, dass du so viele Menschen nimmst und mich abblitzen lässt?«

»Einfach kein Interesse.«

Sie beugte sich zu ihm herunter und raunte ihm ins Ohr. »Du solltest mich mal ausprobieren.«

Er verstärkte seinen Griff um ihr Handgelenk und hielt sie auf Abstand.

»So ist's gut, Rhage, drück fest zu. Ich mag es, wenn es wehtut.« Sofort ließ er los. Sie lächelte, während sie sich das Gelenk rieb. »Was ist mit dir V, bist du gerade beschäftigt?«

»Momentan will ich erst mal ankommen. Aber vielleicht später.«

»Du weißt ja, wo du mich findest.«

Als sie verschwand, warf Rhage seinem Bruder einen Blick zu. »Ich verstehe nicht, wie du sie ertragen kannst.«

V stürzte seinen Wodka herunter und sah der Frau mit